


Doris Wagner
Christoph Schönborn

SCHULD UND VERANTWORTUNG



Ein Gespräch über Macht
und Missbrauch in der Kirche

HERDER

Intellektuell und frei im Dominikanerorden

Doris Wagner: Nachdem ich mein erstes Buch geschrieben hatte, war es mein ganz großes Anliegen, Leuten auch verständlich zu machen, wie schön Glauben und das Leben in Kirche auch sein können oder – auch wenn das für viele Menschen heute oder Menschen in meinem Alter gar nicht mehr so unbedingt nachvollziehbar sein mag – wie einen Glauben auch tragen kann; wie viel Geborgenheit Religion vermitteln kann, und dass das nicht alles schlecht oder alles absurd ist. Was ich nie erzählt habe und auch jetzt kaum thematisiere: Ich stamme aus einer armen Familie. Ich habe sechs Geschwister, zwei von ihnen sind behindert. Mein Vater hat als Dreher versucht, diese neunköpfige

Familie als Alleinverdiener zu ernähren. Und was meine Eltern damals getragen hat, das war der Glaube. Das Gefühl, es ist zwar so hart, aber es ist jemand da, der uns beschützt, auch wenn es hart auf hart kommt, auch wenn das alles ganz schwer sein mag, Gott ist immer noch da. Abends am Tisch zu sitzen und Psalmen beten zu können, wo man auch die Not rauslassen kann oder auch fragen: Mein Gott, wo bist du? Oder auch die Hoffnung, dass Gott am Ende noch da ist – das alles hat ihn so getragen und hat mich als Jugendliche wahnsinnig geprägt. Ich war dann neunzehn, als ich in den Orden eingetreten bin ...

Christoph Schönborn: ... ich war achtzehn ...

Doris Wagner: Ja, das haben wir gemeinsam. Im Orden hat es für mich dann

auch so viel Schönes und Tragendes gegeben: das Stundengebet zum Beispiel und natürlich das Gemeinschaftsleben. Dieses Schöne, sei es das Schöne am Ordensleben, sei es das Schöne in der Kirche, das möchte ich auch erhalten und schützen helfen, eben weil ich erlebt habe, dass das Menschen trägt und dass mich das getragen hat.

Ich habe als junge Ordensfrau einerseits dieses ganz große Glück erlebt, aber andererseits von Anfang an kleine Gesten der Demütigung, wo mir Grenzen gesetzt worden sind, empfindliche Grenzen, die ich nicht verstehen konnte. Ich konnte nicht wirklich verstehen, weshalb ich nur die niedrigsten Dienste tun musste, keine Bücher lesen, sondern Kartoffeln schälen sollte; weshalb ich nicht über Persönliches reden durfte, keinen Kontakt zu meinen Eltern haben sollte. Und so konnte es eben so weit kommen, wie es in meinem Fall gekommen

ist: Mein erster Impuls, als ich vergewaltigt* worden bin, mein erster Impuls damals war: Das kann ich niemals irgendjemandem erzählen und das darf niemand jemals erfahren, denn sonst würden Menschen an der Kirche zweifeln. Ich hatte als Opfer diesen Impuls und ich glaube, dass viele Opfer diesen Impuls haben, den dann auch Verantwortliche haben, wenn man denen davon erzählt, diesen Impuls: Das Wichtigste ist, dass der Kirche nichts passiert.

Dahinter steckt etwas Grundlegendes: Kirche ist für die Menschen Heimat. Und niemand möchte seine Heimat verlieren. Ich habe erst 2010, als damals Pater Klaus Mertes wegen der Missbrauchsfälle im Canisius-Kolleg in Berlin an die Öffentlichkeit gegangen ist, verstanden: Es lohnt sich nicht, eine Heimat zu erhalten, in der Menschen leiden. Das ist ja ein Zuhause, in dem ich gedemütigt und vergewaltigt werde – und solch ein Zuhause

zu erhalten, lohnt sich nicht. Ich glaube, das ist das, worum es jetzt geht und worum es auch in unserem Gespräch gehen wird: Man kann die Heimat Kirche oder die Heimat Glaube nur schützen, wenn man das, was da Schlimmes passiert, das, was Menschen an Leid angetan wird, aus dieser Heimat verbannt. Da führt kein Weg dran vorbei.

Christoph Schönborn: Ich bin 1963 in einen alten Orden eingetreten und nicht in eine neue Gemeinschaft. Die meisten neuen Gemeinschaften entstanden ja erst nach dem Konzil. Mit elf Jahren kam der Gedanke in mir auf, Priester zu werden. Wir hatten einen guten Religionslehrer, der mich sehr beeindruckt hat, ein Priester. Wir lebten in meinem Elternhaus ebenfalls sehr bescheiden, es war die Nachkriegszeit, wir waren Flüchtlinge und lebten nicht mehr das Schlossleben, das meine Eltern noch gekannt